

Ludwigslust

von Ralf Zander, Hamburg

„Habt ihr schon gehört? Albert Löh hat einen Sexschuppen an der St. Pauli Hafenstrasse aufgemacht“. Kollege Manfred Martens war ganz aus dem Häuschen.

„Datt gifft datt doch nich!“ Frank Matten war vor Überraschung wieder ins Plattdeutsche verfallen. „An der Hafenstrasse? Da ist doch total tote Hose. Da sind doch nur vier Pieseln“. Das war doch kaum zu glauben, dass in dieser gottverlassenen Ecke ein Sexlokal eröffnet worden war. Frank immer noch skeptisch: „Sag’ mal, ist Albert denn übergeschnappt? Der ist doch sonst so ’n ganz Gewitzter“. Angefangen von der Antonistrasse gab es dort die Kneipen „Nachtfalter“, „Bei Lolo“, „Mary Lou“ und die Bar „Lilly Marleen“. Das war’s schon.

Frank erinnerte sich, dass er im Herbst 1965 als Oberwachtmeister von der so genannten „Dornröschenwache“ des Polizeireviers 92, in dem wenig Spektakuläres passierte, zur Davidwache des St. Pauli-Reviers 15 versetzt worden war und eine ganz und gar andere Welt kennen lernte. Klar gab es im sehr großen Revier 92 auch einige Kneipen. Aber hier, im kleinsten Polizeirevier Hamburgs, gab es über vierhundert Kneipen, Gaststätten, Bars und Sexlokale. Außerdem ein riesiges Heer von Frauen, Männern und Transvestiten, die, wie man so sagte, durch „Langsamgehen“ schnell vorwärts kommen wollten. Einerseits Gaststätten-Nepp, andererseits Prostitution und Zuhälterei, hielten sich, was Anzeigen betraf, die Waage.

Bereits während des ersten Streifengangs mit einem Kollegen erhielt Frank von einem Betrunkenen, den er durch Antippen an der Schulter wecken wollte, einen

Faustschlag in den Unterleib, den er jedoch durch Anspannen der Bauchmuskeln schmerzlos wegstecken konnte.

Der Säufer wurde fast nüchtern, als er in das Gesicht eines wütenden Uniformierten blickte. Er entschuldigte sich mehrmals.

Historisch gesehen kam der ziemlich von Bomben zerstörte Hamburger Stadtteil St. Pauli nach Ende des Zweiten Weltkriegs langsam wieder in Fahrt. Willy Bartels, später genannt „der König von St. Pauli“, kaufte nach und nach unter anderem viele Grundstücke der Straße Große Freiheit, Nobistor, Reeperbahn und Spielbudenplatz auf und sorgte mittels Verträgen mit den richtigen Pächtern dafür, dass St. Pauli seinen alten Ruf als Deutschlands größtes Sündenbabel wieder erhielt.

Die Vergnügungsstätten hatten sich etwas gewandelt, entsprachen nicht mehr dem im Kriege gedrehten Helmut Käutner-Film „Große Freiheit Nr. 7“, in dem Hans Albers im Lokal „Hippodrom“ das Schunkellied „auf der Reeperbahn nachts um halb eins“ singt und die weiblichen Gäste den Anschein halbseidener Frauen erweckten, weshalb Reichspropagandaminister Goebbels die Aufführung dieses Films verbot. Das „Hippodrom“ eröffnete nach dem Krieg in der Großen Freiheit wieder seine Pforten, in dem zur Belustigung der Zuschauer auch Freiwillige aus dem Publikum vergeblich versuchten, in einem Rundkurs auf dem Rücken ausgewachsener Esel zu bleiben, was selten gelang. Einige Zeit danach wurden dort Damen-Schlamm-Ringkämpfe gezeigt, bei denen fast unbekleidete Frauen jeglichen Kalibers den Testosteronspiegel der Männer in die Höhe treiben sollten, damit der Absatz alkoholischer Getränke stimmte. Die Zeit der „Nackt-Schaus“ war gekommen, wobei allerdings vom Veranstalter peinlich darauf geachtet werden musste, dass das weibliche Geschlecht und die Brustwarzen der Frauen

hinter einem Stoffteil oder einem Minihütchen verborgen blieb, weil sonst durch staatliche Kontrollen die Konzession entzogen wurde.

Ein erster Rechtsstreit landete vor dem Zivilgericht. Das Lokal „Rote Mühle“, Reeperbahn, klagte gegen das Lokal „Jungmühle“, Große Freiheit. Man einigte sich auf Umbenennung der „Roten Mühle“ in „Moulin Rouge“. Allenthalben an der Nordseite der Reeperbahn sowie in der Großen Freiheit zwischen Reeperbahn und Schmuckstraße eröffneten diverse Lokale, um mit der Darstellung anrühiger Szenen fast nackter Darsteller, überwiegend weibliche, viel Kohle zu machen, wie man das Geldverdienen auf St. Pauli bezeichnete.

In den ersten Monaten seines Wirkens auf St. Pauli erhielt Frank Einblicke in den gerade stattfindenden Krieg zwischen deutschen und österreichischen Zuhältern mit einigen Toten auf beiden Seiten. Bereits nach einer Woche Dienst auf St. Pauli fuhr er mit dem Kollegen Detlev mit Blaulicht und Sirene zum Hotel „Passat“. Ein Überfall war bei der Funkzentrale gemeldet worden. Nun, man hätte das Geschehen in der dortigen Hausbar einen Überfall nennen können. Nach Angaben des geschockten Betroffenen und den Aussagen von anwesenden Prostituierten hatten zwei maskierte Männer den Wirtschaftler Fred mit vorgehaltener Schusswaffe zum Niederknien genötigt und abgedrückt. Nach dreimaligem Versagen der Waffe hatten sie dann das Weite gesucht. Es war offensichtlich, dass es sich hier um keine Scheinhinrichtung, sondern um einen missglückten Mord handelte; vermutlich wegen eines Racheakts eines erstochenen deutschen Zuhälters vor ein paar Wochen. Den Deutschen Jungs, wie sie sich gern untereinander nannten, war die Zunahme der österreichischen Konkurrenz ein Dorn im Auge.

Während die Prostituierten der Kastanienallee im Hotel Passat abstiegen, hatten die Frauen der Taubenstraße ihr Domizil im Hotel „Vienna“, an der Reeperbahn.

Frank musste immer grinsen, wenn er bei Einsätzen im „Vienna“ vom Wirtschaftler mit charmantem Wiener Dialekt begrüßt wurde: „Ah, der Heer Inschbeektoor“, denn er wusste, in seinem Innern war dieser Mensch kalt wie Hundeschnauze. Fred, wegen seiner tief liegenden Augen „Totenkopf-Fred“ genannt, hatte wegen der Ladehemmung Glück gehabt. Etwa vier Jahre überlebte er den Fall, wurde dann jedoch von einem deutschen Konkurrenten erstochen. Die österreichischen Zuhälter waren inzwischen in ihr Land zurückgekehrt, zumal in der Taubenstraße wie auch in der Kastanienallee auf Freier wartende Prostituierte mit hohen Bußgeldern bestraft wurden.

Allgemein nahmen in ganz St. Pauli die Zahlungsstreitigkeiten seitens des horizontalen Gewerbes, aber auch der geldgierigen Konzessionsinhaber von Sex anbietenden Lokalen zu.

Anzeigen wegen Verdachts des Betruges gegen Huren sowie gegen das Personal anrühiger Gaststätten häuften sich. Für Insider war klar, es herrschte Anfang der Sechziger Jahre Goldgräberstimmung auf ganz St. Pauli. Vorwiegend stadtfremde Gäste wurden ausgenommen wie Weihnachtsgänse. Inzwischen war nicht mehr von „Nackt-Schau“ die Rede, sondern von Sex-Shows. Das zog mehr; das war international. Die Getränkepreise hatten derart angezogen, dass man einen Gin/Tonic oder Whisky/Cola kaum noch unter hundertzwanzig Deutsche Mark erhielt. Eine Keule, das hieß eine Flasche Sekt, war für etwa dreihundert Mark zu haben. Die „Große Mumm“, ein französischer Sekt, war entsprechend teurer. Formal waren diese Gastwirte im Recht, denn so etwas wie den Begriff Wucher gab es nicht. Jeder konnte verlangen, was er für richtig hielt, wenn die Preise in der Getränkekarte aufgeführt waren. Daran hielten sich auch fast alle Betreiber, weswegen die Polizei in den meisten Fällen lediglich einen Austausch der Personalien vornahm. So sorgte es einmal in der Davidwache für Gelächter, als

ein Schutzmann einem Beschwerdeführer auf Englisch belehrte: „You have to pay“. „Nee. Nee, ich hab’ kein Toupet. Das sind alles echte Haare!“, meinte er entrüstet. Anzeigen und manchmal auch vorläufige Festnahmen führten Polizisten dann durch, wenn mit harter Hand kassiert wurde; also bei Erpressung, Körperverletzung oder Androhung von Gewalt, was interessanter Weise in der Großen Freiheit sehr selten der Fall war. Vor allem die großen Sex-Show-Lokale wie „Kolibri“, Regina“, „Safari“, „Tabu“, oder „Barrakuda“ arbeiteten so sauber, dass dort nie wegen Betruges ermittelt wurde, sondern höchstens mal ein betrunkenen Randalierer von der Polizei entfernt werden musste. Das „Kolibri“ war inzwischen international bekannt geworden. Zwei stämmige Potiers, in stattlicher Livree gekleidet, regelten in würdevoller Art den Eintritt der in langen Schlangen wartenden Besucher.

Bereits nach wenigen Wochen Dienst erkannte Frank, dass sich fünf Gebiete in diesem Stadtteil unterschieden:

Erstens mal die Reeperbahn und ihre Nebenstraßen Detlev-Bremer-Straße, Hein-Hoyerstraße, Hamburger Berg, Talstraße, mit zahlreichen Hotels, Kneipen, Nepplokalen, den Discotheken „Stahlnetz“ und „Club 88“, dem Life-Musik-Schuppen „Top Ten“, in dem britische Beatbands auftraten, aber auch mit den vier großen ehrbaren Tanzlokalen „Bayrisch Zell“, „Zillertal“ (beide mit großer Bayrischer Trachtenkapelle), „Cafe Keese“, auch Ball Paradox genannt, weil dort überwiegend Damenwahl herrschte, und das Tanzlokal „Castle Inn“.

Zweitens war da die Große Freiheit, eine Nebenstraße der Reeperbahn, mit den renommierten und überwiegend sauber arbeitenden Sex-Shows sowie die Life-Musik-Lokale „Indra“, „Kaiserkeller“ und „Star-Club“, in denen die legendären Beatles weltbekannt wurden.

Drittens gab es den „Kleinen Kiez“, das heißt, die Straßen rund um den Hans-Alber-Platz, mit vielen kleinen Kneipen, inklusive der Herbertstraße, dem Puff ohne Zuhälter. Griechen hatten vor kurzem mehrere Lokale eröffnet, in denen Sexfilme gezeigt wurden und so genannte Animiermädchen den Gästen sozusagen zur Hand gingen. Dass Bedarf war, sah man an den starken Besucherzahlen. Echte Pornofilme waren noch verboten, was die Betreiber dieser Lokale nicht davon abhielt, sie zu zeigen. Bei einem polizeilichen Einsatz wurde der gerade laufende Porno abgeschaltet und dafür ein behördlich erlaubter Softporno auf die Leinwand gestrahlt, in dem der Geschlechtsverkehr nur angedeutet zu sehen war. Frank und seine Kollegen von der Davidwache wussten darum und fanden es ganz okay, denn St. Pauli war nicht für Puritaner geschaffen. Viertens bestand nahe der Elbe der vom Revier etwas abgespaltenen Teil mit der St. Pauli Hafenstraße und seinen Kneipen „Nachtfalter“, „Bei Lolo“, „Mary Lou“ und der vor kurzem eröffneten Nacht-Bar „Lilly Marleen“. Hier verkehrten überwiegend in der Nachbarschaft Wohnende, deutsche Seeleute, Hafendarbeiter, Besucher des so genannten Fischmarktstrichs sowie einige Prostituierte, die zwischendurch, vor allem in den kalten Winternächten, einen heißen Kaffee tranken. Hin und wieder kamen dort einige angesoffenen Zuhälter vom „Kleinen Kiez“, um Randalen zu machen. So hatte mal jemand von außen in das Lokal „Nachtfalter“ mit einer scharfen Waffe reingeballert, wobei rein zufällig keiner verletzt worden war. Das hielt sich jedoch alles in Grenzen, nachdem ein junger starker Werftarbeiter, Stammgast des Lokals „Mary Lou“, ein paar von den Jungs vertrimmt hatte.

Frank kannte sich nach einem halben Jahr Dienst gut aus: „Das gibt’s doch nicht! Warte mal, Heinz“, stoppte er an einem Nachmittag den Streifengang mit seinem Kollegen. „Den da vorn kenne ich“, und lauter zu dem Herankommenden: „Mensch Kanacker, was machst du denn hier?“

Erschrocken große Augen machte der, als er Frank erkannte: „Pst, nicht so laut“! Frank gebrauchte das besagte Wort nie, aber es rutschte ihm so raus, weil er zwölf Jahre zuvor als Matrose auf dem Motorschiff „Burg Sparrenberg“, der Hamburg-Süd-Reederei, gefahren war. In jener Zeit fuhr der Achttausend-Tonnen-Kahn die „Columbus-Line“, lief folglich im Pendelverkehr die Häfen zwischen Puerto Madryn / Argentinien und Boston / USA an. Der Leichtmatrose Ulli wurde von der Schiffsbesatzung Kanacker genannt, weil er zwar von deutschen Eltern abstammte, aber in Bahia Blanca/Argentinien geboren war. Ulli besaß die argentinische sowie die deutsche Staatsangehörigkeit. „Ich bin seit drei Wochen Pächter des „Lily Marleen“. Frank hatte vor ein paar Tagen nachmittags mal durch die Scheiben geblickt. Es schien eine Bar mit etwas gehobenem Anspruch zu sein. War bestimmt etwas teurer, als bei seinen drei Nachbarn.

„Komm’ doch mal vorbei, schön einen ausquatschen. Ich mach’ den Laden abends um Acht auf. Im Moment muss ich weiter, Behördenkram und so weiter, weißt du.“

Klar wollte er das. Er erinnerte sich, dass dort zur gleichen Zeit auf dem Schiff auch sein Mitschüler Hans-Henry Schnell als Elektriker gemustert war.

„Zufälle gibt’s? Ist schon komisch.“

In die Phalanx der renommierten Sex-Show-Lokale der Großen Freiheit platzte in diesen

Tagen Rene `Durand mit seinem „Erotik-Theater Salambo“. Rene führte temperamentvoll und präzise Regie in seinen Theaterstücken, die meist einem Märchen nachempfunden waren. Jede Mimik, Gestik, Sprache und Bewegung machte er den Auftretenden auf der Bühne vor, ohne allerdings persönlich echten

Sex durchzuführen. Außerdem gab er Anweisungen an den Tontechniker und Beleuchter. Ja, es stimmt, auf diesen Brettern, die die Welt bedeuten, ging es richtig zur Sache, so mit Tuten, Blasen und Bumsen. Rene Durand ließ die Besucher bis zuletzt darüber im Unklaren, ob es sich bei seinen „Showspielern“ um Frauen, Männer oder Transvestiten handelte. Für die meisten Besucher war es nicht auszumachen.

Schwierigkeiten bekam Rene hin und wieder mit dem zuständigen Wirtschafts- und Ordnungsamt Altona. Das „Salambo“ wurde dann wegen unsittlicher Darbietungen geschlossen, jedoch nach relativ kurzer Zeit wieder geöffnet, weil Rene vor Gericht nachwies, dass es sich um Theateraufführungen handelte und somit den Schutz für künstlerische Freiheiten besaß. Größere Schwierigkeiten gab es etwas später, als er zum Ende einer jeden Show seine Gäste animierte, an der (heute würde man sagen) „After-Show-Party“ teilzunehmen, die in seinem Wohnblock im „Schanzenviertel“ stattfand, in dem aber auch fast alle Darsteller ihre Zimmer bewohnten. Das hatte für die Behörden den Geruch von Förderung der Prostitution, die ihm jedoch nie nachgewiesen werden konnte. Franks Meinung: „Na ja, nicht ganz sauber, dieser Umstand. Aber wenn wir“, und damit meinte er sich und seine Kollegen, „das vergleichen mit den unzähligen Gewaltdelikten die tagtäglich auf St. Pauli begangen werden, als da waren Körperverletzung, Widerstand gegen Vollzugsbeamte, Raub, schwerer Raub, und gar nicht so selten Mord oder Totschlag, dann können wir Schutzleute, moralisch gesehen, das nicht mehr so verkrampft sehen.“

Kleinere Sorgen bereiteten Rene, Nachwuchs für die verbrauchten „Bumser“ zu bekommen. Schließlich musste so ein Kerl für die Nachmittags- und für die Abendshow ständig eine „Latte“ vorweisen, also ein erigiertes Glied. Ohne so

jemanden lief in diesen Hardcoreshows gar nichts. Insofern hatten es weibliche Darsteller leichter.

Mit der Polizei bekam Rene keine Schwierigkeit. Albert Löh, sein Portier, brauchte nicht Passanten zum Eintritt ins „Salambo“ animieren. Sie erschienen aus freien Stücken, bezahlten an der Theaterkasse ihren Obolus und wussten, dass sie auch drinnen nicht über den Tisch gezogen wurden. Der Portier achtete lediglich darauf, dass nicht mehr Leute rein gelassen wurden, als eine entsprechende Anzahl von Sitzen vorhanden war, denn auch vor diesem Lokal bildete sich meist eine Schlange von Besuchern. Er, Albert Löh, charmant und beredt, avancierte bald zum Oberkellner des „Salambo“ und lernte in dieser Funktion alles über diese Art von Geschäften, was sich für ihn noch auszahlen sollte.

Portiers, Kellner und Geschäftsführer der Großen Freiheit und die Polizisten der Davidwache duzten sich. Allein deshalb schon, weil hier nachts der Bär los war und beide Seiten sich ständig bemühten, das nächtliche Chaos in den Griff zu bekommen. Natürlich gab es auch in Großen Freiheit einige „Schwarze Schafe“, die manchmal Gästen in diesen Nepplokalen überhöhte Rechnungen ausstellten. Die eingesetzten Beamten vermittelten, zum Geschäftsführer oder Kellner gewandt: „Tja, Leute. Geld zurück oder es gibt ‚ne Lampe!“ Das war keine Frage, sondern hieß übersetzt: „Gebt mal schnell dem Gast sein Geld zurück oder ihr bekommt eine Anzeige wegen Betruges.“ Selten, dass es nicht zu einer Einigung kam. Diese Straße war so voller Besucher, dass sie nachts für den allgemeinen Fahrverkehr gesperrt war und selbst Einsatzwagen der Polizei nur mit weniger als Schrittempo dort kaum durchkamen. Es passierte hin und wieder, dass Schiffsbesatzungen großer ausländischer Kriegsschiffe im Suff dort randalierten und die paar Polizeistreifen vermöbeln wollten. Die Beamten bekamen sofort

handfeste Unterstützung von den Portiers der Großen Freiheit. Den Rest besorgten, wie zum Beispiel beim Besuch des amerikanischen Flugzeugträgers „Essex“, die Militärpolizei, die so hart einschritt, das sogar Portiers und Polizisten Mitleid mit den armen Gis hatten.

Und nun hatte Albert Löh, ehemaliger Portier und Kellner des „Salambo“, in der St. Pauli Hafensstraße Nr. 140 einen Sexschuppen aufgemacht. In den Räumen, in denen vorher die Kneipe „Nachtfalter“ jahrelang sehr mäßige Umsätze zu verbuchen hatte. Eine Konkurrenz für Rene Durand konnte es kaum werden; dort, am Ende St. Paulis, wo jeden Abend ein paar Meter weiter auf der Großen Elbstraße pünktlich ab 8-Uhr der Fischmarktstrich begann.

Klar war allerdings, dass Albert viele Stammkunden abwarb, und so war es nur folgerichtig, dass sein „Club Amphore“ von Anfang an lief. Sein Portier brauchte im Gegensatz zum „Salambo“ keine Touristenschlangen bändigen. Er hatte es mit einzelnen Gästen oder Kleingruppen zu tun, die jedoch, was den Geldbeutel betraf, sehr potent waren. Auch der „Club Amphore“ besaß eine kleine Bühne mit täglich scharfem Showprogramm, weshalb die Getränkepreise nicht gerade niedrig waren. Am meisten Kasse machte er vermutlich in seinen hinteren Räumen, in denen es wie in einem Edelpuff zugehen sollte. Genaueres wusste keiner im Revier; zumindest kein Polizeibeamter oder gar ein Beamter des Wirtschafts- und Ordnungsamtes. Zahlungstreitigkeiten ließ Albert per Gentlemen's Agreement intern regeln. Wenn der „Club Amphore“ mal wegen eines Randaliers oder eines kleinen Betriebsunfalls die Polizei anforderte, sahen die Beamten lediglich etwas von der Show sowie die zahlreichen Zuschauer. Weiter ließ Albert keinen in seine Karten schauen.

1969 verkaufte Albert den „Club Amphore“. Er muss damit einen großen „Reibach“ gemacht haben, weil er unmittelbar danach an der Simon-von-Utrecht-

Straße das große Hotel „Sylt in Hamburg“ eröffnete, so eine Art „Spa-Wellness“, mit Saunen, Massagen und Swimming-Pool. Hier ließ Albert Löh die Beamten noch weniger rumschnüffeln, so dass für sie der Eindruck entstand, dass es sich bei seinem Etablissement wohl mehr um ein gehobenes Bordell handelte. Ansonsten war das Hotel für sie uninteressant.

In diesem Jahr übernahm der Erste Hauptkommissar Ludwig Rieland die Leitung der Davidwache. Er schmiedete mit dem von der Presse so bezeichneten St. Pauli-Säuberer, also dem Amtmann Falk, Leiter des Wirtschafts- und Ordnungsamtes Altona, einen Plan, wie man diesen Stadtteil vom Nepp befreien könnte, indem sie anordneten, dass bei jeglichem Einsatz in Gaststätten eine Kopie an Falks Behörde gesendet wurde. Egal, ob es sich um den Verdacht einer Straftat, einer Ordnungswidrigkeit oder einen Unfall handelte.

Rieland sorgte in der Kollegenschaft für Unruhe. Er schien ein scharfer Hund zu sein, und er bestätigte schnell den Spruch: „Neue Besen kehren gut“. Zunächst vergatterte er im Dienstunterricht der Wache seine Beamten, indem er einräumte, dass es mal vorkommen kann, Fehler zu begehen. „Aber nicht an meiner Wache!“, endete der Satz mit erhobener Stimme. Es hatte sich herumgesprochen, dass Rieland vor seinem Wirken als Hundertschaftsführer bei der Bereitschaftspolizei als Offizier der Bundeswehr agierte, und dass er dort schon den Spitznamen „General“ erhielt.

Vermutlich hatte ihm jemand gesteckt, dass die Polizisten hin und wieder nach Einsätzen von der Gastronomie ein Bier, oder schlimmer, einen Whisky/Cola erhielten; sozusagen als Dankeschön für beiderseitige zufrieden stellende Vermittlungen.

„Meine Herren; das gibt’s hier nicht mehr, und schon gar nicht bei Etablissements, die mit Sex zu tun haben. Halten sie sich daran, sonst sind sie die

längste Zeit an dieser Wache gewesen!“ Das war ein klarer Befehl des „Generals“ an seine Leute, und einige, die sich nicht daran hielten, wurden in den nächsten Wochen glashart strafversetzt. Das gute Verhältnis zwischen den Polizisten und den Portiers, Kellnern oder Geschäftsführern der Großen Freiheit wurde davon kaum gestört. Man begegnete sich weiterhin freundlich und achtete sich. Selbst wenn bei einem Zahlungsstreit mal eine Anzeige gefertigt wurde, hieß es vom Vertreter der betroffenen Gastronomie: „Okey, macht man. Ihr müsst das ja tun“. Kein böses Wort trübte die Stimmung.

Ludwig Rieland führte seine Dienststelle militärisch straff. Sein unerhört gutes Organisationstalent kam ihm dabei zugute. Er nahm sich nacheinander jeden seiner Beamten persönlich vor, kontrollierte deren Anzeigen und Berichte, sprach mit den Schichtführern wegen der Regelbeurteilungen und achtete auf das positive, besonders aber auf ein mögliches negatives Erscheinungsbild des Einzelnen. So war es ihm ein Gräuel, wenn ein Uniformierter seiner Meinung nach zu lange Haare hatte: „Geh ’n sie zum Frisör. Ich gebe ihnen hierfür Dienstfrei“, meinte er mal, als er den unter der Dienstmütze hervorquellenden Kopfputz von Frank Matten bemerkte. Im Gespräch mit seinen Mitarbeitern führte er sich zwar jovial, aber auch oft etwas arrogant auf. Er hörte sich andere Meinungen an, ließ jedoch stets nur seine eigene gelten: „Red ’n se nicht!“ war sein Standardsatz.

Frank hatte den Eindruck, dass sein Chef auf geheime Zuträger aus der Mannschaft baute. Davon gab es aber an der Wache nur wenige, weil vor allem die älteren erfahren und selbstbewusst die Materie des Polizeihandwerks hier auf dem Kiez beherrschten. Einen jedoch konnte er für sich rauspflücken. Manfred Martens, wegen seiner massigen Figur im Revier Tarzan genannt, war für Rieland der Richtige. Manfred soll vor seinem Eintritt in den Polizeidienst sogar seinen

Nachnamen geändert haben, weil er jüdisch klang. Von seiner Frau wurde er angehalten, Fremdwörter zu lernen, damit er vielleicht Karriere machen könnte.

Rieland, unrastig wie er war, verrichtete nicht nur am Tage seinen Dienst als Chef der Wache, sondern erschien auch mehrmals in der Woche nachts im Revier und kontrollierte St. Pauli- Lokale und Puffs, sprach mit Inhabern, Geschäftsführern oder Wirtschaftlern, um sich zum einen ein Bild zu machen, Kontakt zu halten, zum anderen Polizeipräsenz zu zeigen. Dabei wurde er von „Tarzan“ unterstützt, denn Manfred konnte nicht „Nein“ sagen, dachte wohl auch ein wenig an eine vorzeitige Beförderung.

Der Betrieb an der Wache verlief ziemlich reibungslos, wenn man mal von einem Ausrutscher absah, als einer seiner Zivilfahnder vom Gericht zu dreieinhalb Jahre Knast wegen Korruption verurteilt worden war. Aber das konnte man dem Dienststellenleiter wirklich nicht anlasten.

Nachdem er sich längere Zeit mit der Historie der Davidwache befasst hatte, lud er jeden Monat einmal Anwärter und Ausbilder der Heeresoffizierschule Hamburg ein, hielt im Konferenzraum der Davidwache einen zweistündigen Vortrag über Historisches der Wache und ihres Reviers und führte anschließend seine Besucher über den Kiez, um ihnen praxisnah die Polizeiarbeit im heutigen St. Pauli zu vermitteln. Das war aufregend für die Offiziersanwärter. Das kam an. Mittlerer Weile hatte er Kontakt mit dem neuen Inhaber des „Club Amphore“ aufgenommen und arrangierte, dass sich seine Gäste zum Ende der St. Paulibegehung auf einen oder mehrere Drinks im „Club Amphore“ niederließen, wo ihnen eine deftige Sex-Show geboten wurde. Das wurde für Rieland-Führungen zur Gewohnheit, wurde aber eine Zeit lang unterbrochen, weil der Inhaber wegen Steuerbetrugs nach Gran Canaria geflüchtet war. Die Steuerfahnder waren ganz geschickt vorgegangen. Sie verglichen längere Zeit die

leeren Wein- und Sektflaschen mit den für die Steuer angegebenen Umsätze, rechneten das Ganze hoch für einen bestimmten längeren Zeitraum. Es kam eine Summe von etwa 200000 Deutsche Mark heraus, die der „Club Amphore“ am Finanzamt vorbei eingenommen hatte.

Boss Ludwig Rieland wurde zwar von den meistens seiner Mitarbeiter bewundert, aber, weil er seinen Beamten den privaten Verkehr in Sexlokalen verboten hatte, selber aber in solchen, natürlich „rein dienstlich“, verkehrte, gönnte man ihm diesen kleinen Nasenstüber. Zudem nannten die Kollegen den „Club Amphore“ nur noch „Ludwigslust“.

Zwischen dem „Club Amphore“ und dem Finanzamt kam es zum Vergleich, so dass die Herren Offiziersanwärter wieder in den Genuss sündiger Shows kamen.